



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen : 11. Prophezeiungen :
(Schluß.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Wie wir sehen, wird die Marskarte immer mehr vervollkommnet, gerade so, wie etwa in den letzten Jahren unsre Karten von Afrika immer mehr Einzelheiten erhalten haben. Nur in einem Punkte unterscheiden sich noch die beiden Kartenwerke: die Marskarten scheinen periodischen Veränderungen unterworfen zu sein, was bei den Erdkarten kaum vorkommt. Dazu kommt, daß die bisherigen Beobachtungen des Mars das Vorhandensein einer sehr bedeutenden Atmosphäre um ihn gezeigt haben und die Anwesenheit sehr großer Flüssigkeitsmassen wahrscheinlich machen. Daraus läßt sich vermuten, daß das zeitweilige Unsichtbarsein so mächtiger Kanäle entweder durch die zufällige Beschaffenheit der Atmosphäre hervorgerufen sei, oder daß sie wirklich zu Zeiten, von Flüssigkeiten frei, wie Länderstrecken erscheinen, zu andern wieder wirklich Wasserstraßen seien. Recht gut würde dazu auch die Annahme passen, daß das Überfluten eines so großen Ländergebietes, wie es in diesem Frühjahr beobachtet worden ist, in der Wechselwirkung zwischen Meer und Atmosphäre seine Ursache habe. Hoffentlich werden wir bei den zu erwartenden Annäherungen des Mars in den neunziger Jahren dieses Jahrhunderts noch näheres über diese merkwürdigen Verhältnisse erfahren. Ob wir freilich jemals in die Lage kommen werden, eine Reliefkarte des Mars zu gewinnen, wie wir sie von der Erde und auch vom Monde bereits haben, muß man jetzt noch stark bezweifeln.



Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen.

II. Prophezeiungen.

(Schluß.)



ber es drängt mich zum Ende, auch über die Zeit hinweg, die nach jenen Träumen von 1800 in so furchtbarem Widerspruche folgen sollte, über das verzweifelte Wanken und Schwanken unsrer äußern und innern Zustände hinweg, wo eintraf, was Leibniz und schon Nicolaus von Cues voraus gefürchtet hatten, daß Deutschland zusammenbrach und alles durcheinander purzelte unter den Schlägen und Fußritten des westlichen Nachbarn, der seit Jahrhunderten auf den Augenblick gelauert und ihn, an uns von außen und innen nagend, unter Mitwirkung der Vaterlandsverräter vorbereitet hatte. Gab es doch Deutsche, die in der verzweifeltsten Lage in Napoleon selbst den Gotteshelden sehen wollten, der die Welt, auch die deutsche, verzüngen sollte, als wäre er der deutsche Held der

alten Prophezeiung, der seinen Schild an den Weltgerichtsbaum hängen sollte zc., der Erfüller von dem, was der große Friedrich begonnen hatte. Gerade auf Friedrichs Schöpfung drückte der Corse, sein vermeintlicher Nachfolger, am stärksten, um den letzten Widerstand loszuwerden, traf aber da die Stelle, in der sich der deutsche Geist die größte Schnellkraft gesammelt hatte, die sich dann, wie einst die Kraft der Cherusker gegen die Römer, gegen den vernichtenden Druck aufschnellte und sich auch dem deutschen Volke mitteilen sollte, nicht nur vorübergehend, sodaß auch der tragische Ausgang des Cheruskerhelden nun ausblieb und sich in sein Gegenteil verkehrte, wie wir es selbst vollends erlebt haben: die Geschichte hat uns endlich, endlich gewizigt.

Auch die edeln Sänger der Befreiungskriege müssen übergangen werden, Körner, Schenkendorf, Arndt, Fouqué, Rückert, Kleist zc. (auch Fr. Schlegel erschien nun unter ihnen), die, wie der Philosoph Fichte in seinen Reden an die Nation, zugleich als echte Propheten wirkten, nicht in ferne Höhe schauend, sondern unmittelbar in die Geister und Willen gewaltig eingreifend als Lenker, Sporn und Ermutiger, zum Teil selbst mit dem Schwerte in der Hand. Nur von Goethe muß noch die Rede sein, doch auch nur kurz, denn eine Besprechung seines eigenartigen, ja seltsamen Verhältnisses zur deutschen Lebensfrage wäre eine Arbeit für sich. Aber man fragt unwillkürlich nach ihm, wie man damals that, was er zu den unerhörten Kämpfen und Nöten seines Vaterlandes dachte, wollte und that, er, der sich so oft und früh schon selbst als Propheten gefühlt und bezeichnet hat. Er war ja allein übrig von den Führern der großen Zeit, an sich der größte von ihnen, während es Schillern wie Herdern, auch Klopstock und Kant eben noch erspart worden war, das längst geahnte tiefste Elend ihres Volkes im Alter mit anzusehen.

Goethe war, kann man sagen, ganz Grieche geworden, d. h. auf dem von Dpit eingeschlagenen Rettungswege bis ans Ende geschritten; er sah vom alten Helicon auf die Barbarei der Zeit herab und auf die wilde Brandung der kulturzerstörenden Wogen der Politik, wie er es ansah, um dort auf heiliger Kunsthöhe in sich ruhig bleiben zu können; flüchtete er sich doch nachher, merkwürdig genug zu einer Zeit, wo es nicht mehr nötig schien, noch weiter hinaus in den „reinen Osten,“ um da „Patriarchenlust zu kosten“ und bei seinem reinen Binnenleben zu bleiben, ein rechter Vertreter der deutschen Ideologie. Auch andre verwandte Geister hatten in Hellas ihre ästhetische Rettung aus der deutschen Not gesucht, waren aber auch ins Vaterland zurückgekehrt, z. B. Schiller im Tell. Auch Goethe that das endlich, versuchsweise schon in Hermann und Dorothea, aber es wurde ihm schwer, und erst die wachsenden Erfolge der romantischen Schule im Auslande brachten bei ihm das Gefühl zum Durchbruch, wie es dem Hellenismus gegenüber nötig und einzig natürlich sei, wieder „Zeitgenosse seiner selbst“ zu werden, also den Riß, die Kluft im eignen Innern aufzuheben. Eine solche Kluft zwischen sich und den Deutschen spricht aus

vielen seiner Aussprüche über die Deutschen, ich weiß noch, welches Weh sie mir vor Jahren erweckten, wenn das oft klang, als rede er von ihnen wie aus dem Monde herunter, als gingen sie ihn nichts weiter an, außer wo es zu schelten, ja zu schimpfen galt. Aber auch darin war er ein Kind seiner schlimmen Zeit. Es ist noch nicht lange her, daß es förmlich guter Ton war, von den Deutschen, den „guten Deutschen“ so zu reden, daß man sich außer ihnen hinaus, möglichst hoch über sie stellte, um sich selbst sicher als etwas Rechtes für sich zu fühlen; wer die Erscheinung nachträglich studieren wollte, würde wohl finden, daß auch das erst seit 1870 langsam aus der Mode gekommen ist. Wie es früher entwickelt war, kann man z. B. an einer brieflichen Äußerung Knebels an Goethe vom 12. März 1814 empfinden, die doch auch die Umkehr zeigt: „Die Deutschen geben sich jetzt Mühe, wie es scheint, ihre Nation zu einer Nation zu bilden,“ wohlbemerkt noch im März 1814 nur „wie es scheint!“ und „die Deutschen,“ so als ob er durchaus draußen stünde, fern und hoch wie ein unbeteiligter kühler Gelehrter, der für eine Geschichte Notizen sammelt. Allerdings heißt es dann, mit Umkehr: „Dahin sollten alle Hände oder vielmehr Köpfe gerichtet sein“ und: „den braven guten Willen, den gegenwärtig die Nation zeigt, hätte man auch kaum erwarten können.“ Hätten aber alle berufenen Geister so gedacht und sich so kühl fern gehalten, bis allenfalls solche Stöße an sie kamen, wie damals bis ins Jahr 1806 zurück, hätten z. B. auch Leibniz, Fichte, Schleiermacher, Stein und die Tapfern alle so gedacht und geredet und gewirkt, was wäre aus uns geworden? Da dachte die Französin, durch deren Schrift *de l'Allemagne* die Äußerung Knebels veranlaßt war, anders von uns als die deutschen Weimaraner; in der Vorrede vom 1. October 1813, also vor der Leipziger Schlacht, schreibt sie: *J'ai dit que les Allemands n'étoient pas une nation, mais certes ils donnent au monde maintenant d'héroïques démentis à cette crainte*, spricht dann auch von der Schande der deutschen Landsleute, die ihren Unterdrückern beistehen, *au mépris de leurs alliés mêmes, les Français*, sie mag ihre Namen gar nicht nennen. So hatte die Fremde die gesunde Empfindung für uns, die bei uns so gebrochen war! Den einzigen Trost dabei giebt die Geschichte um ein paar Jahrhunderte rückwärts, wo klar wird, wie auch dieser Schandzustand lange vorbereitet und aus den jammervollen deutschen Reichsverhältnissen erwachsen war, er ist nun aber auch in der Wurzel abge schnitten.

Was Goethe in den entsetzlichen Jahren in sich doch gelitten hat als Deutscher und als Mensch, davon wäre viel zu sagen, er war geübt, dergleichen in sich zu verbergen und still zu verdauen, wenn ers nicht als Dichter verarbeiten konnte. Nur als Probe die merkwürdige Auslassung gegen den Kanzler von Müller vom 14. December 1808: „Ich studiere jetzt die ältere französische Litteratur ganz gründlich wieder, um ein ernstes Wort mit den Franzosen sprechen zu können,“ in welchem Sinne, wird leider nicht klar, es

scheint, um ihnen zeigen zu können, wie die deutsche Cultur, obgleich weit jünger, doch der ihren nun ebenbürtig, Achtung und Schonung fordern könne. Denn politisch ist es gar nicht gemeint, es heißt dann vielmehr geradezu: „Deutschland ist nichts, aber jeder einzelne Deutsche ist viel, und doch bilden sich Letztere gerade das Umgekehrte ein,“ wunderlicher, schroffster Widerspruch gegen die, die noch an Deutschland glaubten und es eben damit retteten, und doch zugleich wunderbarer Umschlag von der Geringschätzung ins gerade Gegenteil. Dann aber als sein Trost und seine Hoffnung: „Verpflanzt und zerstreut wie die Juden in alle Welt müssen die Deutschen werden, um die Masse des Guten ganz und zum Heil aller Nationen zu entwickeln, die in ihnen liegt.“ Wie die Juden! ihm kam also die Lage Deutschlands selbst vor, wie die des Judenstaates nach der Zerstörung von Jerusalem. So stand es da in einem Geiste, wie Goethes, der so hoch und weit über die Weite der Welt hinblickte. Er sucht sich eben auch den Trost in der Weite, daß die Deutschen doch einen Wert für die Welt behielten — als Völkerdünger, wie man das nachher genannt hat. Denn es war in der Geschichte schon einmal dagewesen, am Ende des verrottenden Altertums, als Beginn der deutschen Geschichte, und sollte nun ihr Ende werden! Wir aus der Zeit vor 1848 haben an dem Gedanken noch oft kauen müssen, so lag er in der Luft (Goethes Äußerung ist erst 1870 bekannt geworden), wenn auch nun mehr mit Zorn oder Spott behandelt. Wir dachten zum letzten Trost an die alten Griechen, die am Ende ihrer nationalen Geschichte so der Culturdünger der Welt wurden, wie wir uns auch für das Mißverhältnis zwischen Preußen und Oesterreich Trost suchten bei dem Verhältnis zwischen Athen und Sparta. Was übrigens Goethe da meinte als Trost beim Verzicht auf ein Vaterland, das geschieht ja nun doch wirklich in alle Weite, wie es nach dem Osten schon seit dem Mittelalter im Gange war, aber es geschieht neben der Wiederherstellung des Mutterlandes, und beide Arbeiten fördern einander wechselseitig, die in der weiten Welt und die in der Heimat. Wie aber Goethe später, nach der vorläufigen Wiederherstellung durch die Freiheitskriege, von den Deutschen ganz anders dachte, davon auch eine Probe aus den Sprüchen in Prosa (Nr. 512): „Der Deutsche läuft keine größere Gefahr, als sich mit und an seinen Nachbarn zu steigern. Es ist vielleicht keine Nation geeigneter, sich aus sich selbst zu entwickeln, deswegen es ihr zum größten Vorteil gereichte, daß die Außenwelt von ihr so spät Notiz nahm,“ also die Deutschen, nun auch als Nation anerkannt, ganz auf sich selbst gestellt, sich selbst genug für alle Entwicklung der Zukunft, während in jener Äußerung von 1808 ihr Heil und Wert im zersplitternden Aufgehen in den andern Völkern gesucht wurde. Es ist freilich von Litteratur und Kunst gemeint, aber ein mutiges hohes Prophetenwort, das wir nun auch politisch anzuwenden allen Anlaß haben, wie es wissenschaftlich genommen auch längst im besten Gange ist.

Als die bösen Zeiten, die bösesten unsrer Geschichte, durchgelitten und durchgekämpft waren, wobei Brandenburg-Preußen der ihm von der alten Prophezeiung des Kaisers Sigismund zugewiesenen Aufgabe genug gethan hatte, und ein neuer Tag mit ahnungsvollem Morgenrot aufstieg nach der langen, bangen, öden, kalten Nacht, die man sich ja um Jahrhunderte zurück ausdehnen kann, da kam Goethen die Gelegenheit in die Hand, sich vor der Nation darüber auszusprechen. Als Aufforderung dazu konnte er schon im Jahre 1809 die Worte in S. Pauls „Dämmerungen für Deutschland“ (unsicher, ob Abend- oder Morgendämmerung) in der Vorrede ansehen: „Mit den deutschen Wunden sind zugleich auch die deutschen Ohren offen, daher rede Heilsames, wer es vermag, und möchten nur Männer, die es am besten vermöchten, jezo nicht schweigen!“ Schon im Jahre 1793 mahnte ihn die Fürstin Gallizin: „ach Lieber, Sie sollen darauf denken, unsre schläfrige Nation etwas aufzuwecken über ihre jetzige Lage“ (Goethe-Jahrbuch 3, 285). Er hatte sich ja auch ausgesprochen über die politisch-nationalen Dinge von damals, in dem Märchen vom Jahre 1795, aber so im Tone des Märchenrätfels, daß es bis heute noch nicht eigentlich gelöst ist, was konnte der romantische „Spaß“ im furchtbaren Ernst und Drang der Zeit helfen? Nun kam aber im Mai 1814 von Berlin aus Iffland an ihn: „Seit Luthers Reformation ist kein so hohes Werk, dünkt mich, geschehen, als die jetzige Befreiung von Deutschland. Begeisterung hat alle Menschen ergriffen. Es giebt keine höhere Feier als die, daß der erste Mann der Nation über diese hohe Begebenheit schreibt.“ Und Iffland sprach im Sinne Tausender. Wer nun aufatmend aufsaß und sich umsah nach einem, der für die Nation und zu ihr das Segenswort zu reden hätte, der sah Goethen in dieser Stelle, nachdem Schiller zu früh abgerufen war. Er war eben mehr für die Nation als bloß Dichter, oder der Begriff Dichter rückte nun in der Erregung der Zeit von selbst wieder in das alte Licht und die Würde ein, wie z. B. zu den Zeiten Walthers von der Vogelweibe, daß er zugleich der höchste nationale Berater und Prophet zu sein habe. Das man doch noch 1839 im Vorwort der Ausgabe von Goethes Briefen an die Gräfin Auguste zu Stolberg das merkwürdige Wort, aber recht deutsch nach altem Begriffe: „Goethe ist, so lange die Deutschen keinen öffentlichen politischen Charakter haben, der öffentlichste Charakter. Die Dankbarkeit, Verehrung und Liebe, die wir alle in unserm Herzen aufgespart haben für einen großen deutschen Mann, sind wir geneigt [einstweilen] zu übertragen auf einen großen deutschen Dichter.“ Also, können wir fünfzig Jahre später nun sagen, Goethe als Abschlagszahlung des deutschen Genius auf Bismarck genommen, die Dichtermwelt als Prophetie auf eine neue wirkliche Welt, für die sich dann auch eine neue politische Form des Ganzen von selbst verstand. So tröstete sich und seine Deutschen S. Paul im Jahre 1809 in den Dämmerungen und mahnte in Prophetenhaltung: „Ist das vaterländische Feuer erloschen und haben die Westalen nicht gewacht, so holet es, wie der Römer seines von der Sonne Grenzboten III. 1888.

wieder, vom himmlischen Musengott" (Werke 1827 33, 148). Und so kam es, war schon längst still im Gange.

Nun war denn das vaterländische Feuer in Tausenden von Herzen wie auf seinem heiligen Herde wieder entfacht zur vollen Flamme und leuchtete auch aus großen Thaten und Erfolgen in die Welt hinaus, wie es seit Jahrhunderten nicht mehr geschehen war, leuchtete als ahnungsvolles Morgenrot eines neuen vaterländischen Tages. Und Goethe, der selbst den Funken des Prometheus dazu vom Himmel geholt hatte, wenn auch mehr für die Menschheit als für das Deutschtum, sollte dazu treten und es als Priester segnen. Das hat er denn gethan in „des Epimenides Erwachen.“ Er war noch nicht genug wieder Deutscher geworden, um es anders thun zu können als in griechischer Maske. Das Stück, mit der Spannung der wunderbar gehobenen Zeitstimmung erwartet, begegnete vieler Enttäuschung. Man brauchte unmittelbare Wirkung in dem unmittelbaren Leben, das man wieder schmeckte, und sollte sie sich durch Gelehrsamkeit vermittelt zusammensuchen, sodaß die Nichtgelehrten von vornherein davon ausgeschlossen waren. Ja hätte Schiller noch zehn Jahre länger leben und das Stück schreiben können, wie hätte er seine hohen Prophetenworte vom Jahre 1800 nun nach der politischen Seite, für die er den höchsten Sinn hatte, ergänzt vortragen können! Goethe mußte dazu sich gleichsam selbst überspringen, um ein Jahrzehnt oder mehr über sich selbst hinaus und voraus springen, denn bei Eckermann später findet man ihn in Stimmungen (z. B. am 14. März 1830), die für die Aufgabe die brauchbaren gewesen wären.

Er hat aber das Überspringen seiner selbst, das Schwerste, was einem aufgegeben werden kann, doch auch tapfer geleistet. Er hat als Epimenides die düstere Nacht der furchtbaren Zeit verschlafen und verträumt und sieht nun beim Erwachen auf einmal die ungeheure Wandlung, sieht, was vollbracht ist ohne sein Zuthun, und — erklärt vor seinem Volke geradezu ein pater peccavi, sieht es nun über sich, nicht mehr unter sich (2. Aufzug, 9. Auftritt):

Doch schäm' ich mich der Ruhestunden,
Mit euch zu leiden war Gewinn:
Denn für den Schmerz, den ihr empfunden,
Seid ihr auch größer als ich bin.

Man muß, um das zu begreifen, in den Erinnerungen der Malerin Louise Seidler nachlesen, wie ihn Professor Kieser bei einem Besuche am 12. December 1813 fand (2. Auflage S. 104), nämlich erschüttert bis in die Grundfesten seines Wesens, weil die Brandung der neuen Begeisterung nun auch in Weimar selbst an ihn kam und ihn unentrinnbar umfing, daß es ihm über den Wert der Nation und die wahre Bedeutung des Geschehenden recht eigentlich wie Schuppen von den Augen fiel; er beichtete in einer unerhörten Aufregung vor Kiesern wie vor einem Vertreter der von ihm gekränkten Nation, und entwickelte einen großen Plan, wie er selbst nun eingreifen wolle, den Kieser leider

als Geheimnis behandelt und dem Briefe nicht anvertrauen mag. Jenes Bekenntnis und Ehrenerklärung des Epimenides stammt aus dem Gedankenkreise, den Kiefer da leider nur andeutet, und wenn man in der Goethegemeinde allermeist nicht daran will, daß da in der altgriechischen Maske der Dichter selber von sich selber von der Bühne herab zur Nation so rede, so geschieht das wohl nur, weil er ihnen mit der Selbsterniedrigung zu klein würde; ich sehe ihn nirgends größer als da.

Aus der Stimmung jener Stunde begreift sich auch, wenn er sich nun zu dem alten vox populi vox dei versteht, das zugleich so tief ist und so flach sein kann, für ihn gleichfalls eine wahre Selbstüberwindung, eine Selbstüberspringung. Im siebenten Auftritt fängt der Chor:

Brüder, auf! die Welt zu befreien!
 Kometen winken, die Stund' ist groß u. s. w.
 So erschallt nun Gottes Stimme,
 Denn des Volkes Stimme sie erschallt,
 Und, entflammt von heiligem Grimme,
 Folgt des Blitzes Allgewalt.

Gewalt, Blitz, Grimm, alles sonst so unbrauchbar in Goethes Denk- und Empfindungswelt, und hier, im Licht aus heiliger Höhe gefaßt, unentbehrlich. Er war eben über sich selbst erhöht durch die Gewalt der Ereignisse und der nationalen Erhebung: erhöht, wenn das der Goethegemeinde nicht munden will, kann man auch sagen, aus seiner Aetherhöhe heruntergeholt in die drangvolle Wirklichkeit, in der eben allein sich alles Leben bewegt, das doch sonst sein rechtes Stichwort ist, und hier fand sich doch erst die rechte Höhe für ihn, an der Spitze der Nation. Auch die Volksstimme, mit der er sich selbst hier vorgreift, ward ihm noch zu einem unentbehrlichen Begriffe, als er sich nachher immer mehr darein fand, doch mit der Entwicklung des neuen Zeitgeistes zu gehen, so weit er konnte; hatte er doch das Gesunde darin selbst halb unbewußt mit pflanzen und pflegen helfen. So in dem erwähnten Gespräche mit Eckermann im Jahre 1830 (3, 215), wo von Beranger die Rede ist, von dem er nicht ohne neidische Regung äußert, „daß der Dichter fast immer als große Volksstimme vernommen wird. Bei uns in Deutschland ist dergleichen nicht möglich. Wir haben keine Stadt [wie Paris], ja wir haben nicht einmal ein Land, von dem wir entschieden sagen könnten: hier ist Deutschland! Bloß vor sechzehn Jahren, als wir endlich die Franzosen los sein wollten, da war Deutschland überall“ u. (folgt noch Bedeutames genug): „Deutschland überall“ im Jahre 1814 auf so kurze Zeit, dann eigentlich keins mehr, das wissen ja wir Alten noch aus bitterm wurmenden Weh, und nun doch „Deutschland überall“ auf immer, oder wir müßten nicht wollen, auch ohne ein deutsches Paris, das alles Leben in sich auffaugen will, und das wir gar nicht brauchen können.

Auch als Epimenides, dessen er da nicht gedenkt (er dachte offenbar später

nicht gern daran zurück), sprach er doch endlich zugleich, aus der griechischen Rolle fallend, als große Volksstimme, auch wie mit dröhnendem Posaunentone, z. B.:

Und wir sind alle neugeboren,
Das große Sehnen ist gestillt.
Bei Friedrichs Asche wards geschworen
Und ist auf ewig nun erfüllt —

auf ewig! ja so dachte, fühlte man damals, man sah durch die Befreiung vom napoleonischen Joch für alles geholfen, wofür doch noch Arbeit, Streit und Leid genug übrig blieb und bleibt, und doch sind die Worte wie schon für die hohen Stunden von 1870 und wie für unsre nähere Zukunft geschrieben. Ebenso im Munde des Epimenides:

Ich sehe nun mein frommes Hoffen
Nach Wunderthaten eingetroffen u. s. w.

Und im Biede des Chors am Ende:

Nun sind wir Deutsche wiederum,
Nun sind wir wieder groß u. s. w.
Zusammenhaltet euren Wert,
Und euch ist niemand gleich.

Damit ist zugleich über den Augenblick hinaus in die Zukunft geblickt, stand er doch mit den Zeitgenossen nun auch wie auf heiliger Bergeshöhe, wie Schiller damals im Jahre 1800, und doch nun auch ganz anders. Wenn Schiller die Höhe ganz aus sich selbst und dem deutschen Innern hatte nehmen und sein prophetisches Ausschauen auf das Innere beschränken müssen, so war oder wurde nun, wie Hölderlin zwanzig Jahre vorher geahnt hatte, die Wasserscheide vom bloßen Innenleben zu neuem wirklichen Leben überschritten, und man sah vor sich und hinter sich in das Land der deutschen Geschichte mit ganz verschiedenem Anblick. Auf Wasserscheiden stehen an der Straße gern Capellen zur Andacht, zu der die Höhe mit ihrem Weitblick den Wanderer ohnehin leicht einladet. Auch auf dieser Höhe war der deutsche Geist zur Andacht erhöht, von Gott und dem Heiligen voll. Es ging eine hohe Sonntagsstimmung durch die Lande, zugleich Frühlingsstimmung, Osterstimmung, wie Schenkendorf in die Geschichte zurückblickend jubelnd ausbrach (Frühlingsgruß 1814):

Vaterland! in tausend Jahren
Kam dir solch ein Frühling kaum.

Auch Epimenides blickt so andächtig hoch gestimmt ins Weite von der noch nicht erlebten Höhe. Schon im Eingange thut es die Muse für ihn, um voraus den Grundaccord anzuschlagen (am Schluß der Ansprache):

So ging es mir [Goethen], mög es Euch so ergehen,
Daß aller Haß sich [nun] augenblicks entfernte . . .
Und alle Welt von uns die Eintracht lernte.
Und so genießt das höchste Glück hienieden,
Nach hartem äußern Kampf den innern Frieden.

Frieden, Eintracht: wie reicht das zugleich dem Schlußbilde der alten Prophezeiungen die Hand, in der des Jupiter im Simplicissimus, wie in Sibyllen Weissagung aus dem vierzehnten Jahrhundert. Und wenn Goethe die Welt, die Eintracht von uns lernend wünscht (das Gefühl, daß man ein ganz neues Leben zu beginnen habe, ging ja durch ganz Europa), wie fällt das in der Sache zusammen mit dem alten Zuge in der Idee des deutschen Kaisers, der sich in dem Titel *pacificus* ausdrückt, bei Walther von der Vogelweide in der Mahnung an Kaiser Otto IV. als an seine höchste, letzte Aufgabe, nachdem er in Deutschland Frieden gemacht: und sünet al die kristenheit (12, 22 Lachmann). Die hohe Idee war eben wie von selbst nicht nur an die Kaiseridee, auch an unsre Mittellage in Europa gebunden, die Leibniz so nachdrücklich betonte. Völlig, als wäre er mit den alten Weissagungen bekannt, schrieb am 3. November 1814 Cornelius aus Rom an Görres, seine Stimmung jugendlich ausschüttend u. a.: „Ich glaube, Gott will sich aller herrlichen Reime, die in der deutschen Nation liegen, bedienen, um von ihr aus ein neues Leben, ein neues Reich seiner Kraft und Herrlichkeit über die Erde zu verbreiten“ (Görres Schriften 8, 435).

Aber Eintracht bei den Deutschen! und der Dichter dachte sie sich offenbar auch wie nun dauernd, als Muster für Europa. Ja damals war sie da, rein und groß, eine hübsche Zeit lang, wie lange nicht in unsrer Geschichte, von einer jugendlichen Begeisterung getragen, wie man sie seit den Kreuzzügen nicht wieder gesehen hatte. An die dachte man denn auch, wie Cornelius in dem erwähnten Briefe, wie Schenkendorf öfter, wie Körner: „Es ist ein Kreuzzug, ist ein heiliger Krieg,“ und auch das als Kriegszeichen gestiftete eiserne Kreuz faßte man so auf. Nehmen wir Goethes Wunsch aus den wunderbaren Tagen von 1814 als mahnendes Prophetenwort für die Zukunft, für das wir thun was wir können! Geschieht es doch schon, freilich mehr zwangsweise, seit bald zwanzig Jahren.

Ein wichtiges, mehr nüchternes, und doch auch ein Prophetenwort fällt noch am Schlusse des Stückes. Epimenides erklärt:

Er [der Höchste] lehrte mich das Gegenwärtige kennen,
Nun aber soll mein Geist entbrennen,
In fremde Zeiten auszuschaun.

Das ist zunächst wieder ein bloß persönliches Bekenntnis: ich hatte mir die Gegenwart (in seinem eigentümlichen gedrungenen Sinne genommen) als Ziel und Umkreis meines Erkennens gesetzt, das Sinnengegebene, die Natur, nun aber erkenne ich, daß das nicht ausreicht und die Geschichte zur Ergänzung braucht; man kennt sein Geständnis noch in Wahrheit und Dichtung, daß er der Weltgeschichte nie etwas habe abgewinnen können. Jetzt aber war er mit ergriffen von dem Drang, die ungeheuern Dinge aus der Geschichte begreifend zu

überwinden, sie hatten ihn auch darin über sich selbst erhöht. Er läßt es dann den Priester aussprechen, wie im Namen der Nation:

Und nun soll Geist und Herz entbrennen,
Vergangnes fühlen, Zukunft schaun:

fühlen, sein altes Wort für gründlich erfassen, bis ins Innerste verstehen, also: die Vergangenheit gründlich erforschen, um von da aus einen Blick in die Zukunft zu gewinnen.

Auch das stand schon mit im Programm der Romantik (zuletzt doch auch aus Herders Ideenmasse abgeleitet), schon im Jahre 1798 von Friedrich Schlegel in das knappe Wort gefaßt, das ein geflügeltes geworden ist: „Der Historiker ist ein rückwärts gefehrter Prophet“ (Athenäum 1, 2, 20), von H. Heine auf Schiller angewandt (die romantische Schule S. 85). Auf Deutschland in seiner verzweifelten Lage im Jahre 1808 angewandt von Arnim, er schreibt da: „Dadurch, daß wir erkannten, wie wir geworden, könnten wir zu einem tiefern Bewußtsein unsrer selbst und zu einem festern Vertrauen auf die Natur unsers Vaterlandes gelangen. Wenn es lange Zeit und gut war, daß Deutschland sich in ruhiger Bewußtlosigkeit entwickelte, so machen die Andränge von außen, die jetzt geschehen, es nötig, daß es in seinem Selbst sich zum Beschluß seiner Bestimmung unter den Völkern sammle“ (W. Scherer, J. Grimm S. 42). Der Gedanke lag eben für denkende Geister, die in der Höhe Trost suchten, in der Luft der deutschen Verhältnisse. Hatte ihn doch auch schon Leibniz gehabt, der deshalb Jahre lang beim kaiserlichen Hofe für Gründung einer historischen Reichscommission wirkte, an deren Spitze er sich selbst dachte; das war in Wien freilich vergebliche Mühe, schon den jesuitischen Einflüssen dort gegenüber, ebenso wie seine langjährige Bemühung für Gründung einer deutschen Akademie, d. h. einer „deutschgesinnten“ Gesellschaft der Wissenschaften, die ihm dann in Berlin gelang und in seinem Sinne durchaus die zusammenfassende Hebung des deutschen Geistes und Lebens zum Zweck und Kern hatte, sein Leben lang der Mittelpunkt in seinem großen Denken für die Erneuerung und Rettung des Vaterlandes. Der Gedanke an die Neubegründung vaterländischer Geschichtsforschung in diesem Sinne ist nur ein Stück aus dem ganzen Plane und tauchte dann in der Zeit der letzten Kämpfe um das Dasein und der ersten Erfolge von selbst wieder auf, man konnte ihn aus der Zeit nehmen und brauchte ihn nicht erst zu entlehnen. So ist er wohl unentlehnt selbständig bei Arnim, bei Goethe, bei Stein. Denn die Monumenta Germaniae historica als Hauptarbeit der „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde“ sind eine Schöpfung Steins, womit Leibnizens und Goethes Gedanke zur schönsten Ausführung kommt. Stein hat selbst mit Goethe darüber verhandelt im Sommer 1815, um ihn für den Plan zu erwärmen; wie wenig ihm aber das gelang und wie kalt, um nicht mehr zu sagen, sich Goethe nun dagegen verhielt, daß er seinen eignen hohen Ge-

danken, d. h. die Höhe der vaterländischen Stimmung, aus der er stammte, so bald nachher wieder ganz verloren hatte, kann man im neuesten Goethe-Jahrbuch S. 90 finden, s. besonders den Brief an Voigt vom 26. August 1816; die „Verblendung,“ von der er da spricht, war doch wirklich auf seiner eignen Seite, dieselbe, aus der man ihn im December 1813 in Kiefers Bericht herausgerissen sah. Wie gut wieder, daß nicht alle so dachten und empfanden, nachdem der erste Morgentraum verraucht war und die harte Tagesarbeit begann.

Die Geschichte eine rückwärts gefehrte Prophetie, das ist eigentlich die Seele unsrer seitdem verjüngten Geschichtsforschung und Geschichtschreibung geworden. So ausgesprochen in dem Vorwort zu dem ersten großen Unternehmen der Art von Perthes, Geschichte der europäischen Staaten, herausgegeben von Heeren und Ukert 1. Band S. IV: „Damit man sehe, wie im Laufe der Zeit jeder Staat das geworden ist, was er ist, damit die Gegenwart richtig verstanden und der Blick in die Zukunft, so viel möglich, weniger unsicher werde.“ Und in der Einleitung zur Geschichte der Deutschen von dem trefflichen schwäbischen Pfarrer Pfister, die das Unternehmen eröffnete, im 1. Band S. IX: „Sehr ernste Fragen hat unser Jahrhundert zur Sprache gebracht. Zu ihrer Lösung soll die Geschichte als Einleitung dienen, und sie wird es, dafür bürgt der Eifer und die ausgebreitete Thätigkeit, wozu sich eben jetzt so viele vereinigen.“ Das ist im Jahre 1829 geschrieben, kurz vor den Stürmen von 1830, denen nachher die von 1848 folgten u. s. w., d. h. die ernstesten öffentlichen allgemeinen Fragen, von denen Pfister 1829 sprach, häuften sich und steigerten sich und rückten uns, jedem Einzelnen, immer näher auf den Leib, daß einer nach dem andern in die Drehung der gewaltigen Bewegung hereingezogen wurde: recht eigentlich unsre Lebensfrage, bis ins alltäglichste Erwerbs- und Geschäftsleben herunter, wie bis in das höchste Geistesleben hinauf, eigentlich die eine Frage: können wir uns als Volk, als lebendiges Ganzes verjüngen aus dem einst alternden, absterbenden Zustande heraus? und nun auch aus den eingetretenen wirren Gährungen heraus zu einer festen Neugestaltung kommen? Welche Arbeit für die Geschichte nach allen Seiten, daß sie als Prophetie aus den Wegen und Irrwegen der Vergangenheit heraus den rechten Weg für die Zukunft weise!

So war und ist nun das Amt des Prophezeiens, das doch nicht leer bleiben kann, an die Wissenschaft übergegangen, ist aus einem begeisterten Träumen oder Schwärmen zu einem ernstesten Arbeiten geworden, die Wissenschaft aber damit geadelt, indem sie mit ihrer sauern, nüchternen Arbeit zugleich doch das alte Amt des Sehers und Priesters übernimmt und damit nicht mehr nur, wie in der vorigen Zeit der bloßen Gelehrsamkeit, über das Geschehene wie über ein Abgeschlossenes aus ferner kühler Höhe Buch führt für das bloße Wissen der Schule, sondern bei aller reinen Höhe doch dem Leben so nahe rückt, daß sie nicht nur dessen Pulsschlag teilt, sondern auch in sein Werden und Geschehen

von oben eingreifen lernt oder lehrt, daß es die gottgewollten Wege finde. Und das alles zugleich ein fröhliches und sicheres Zeichen, wie keines sonst, daß die große, ja ungeheure Aufgabe gelingt, an der die Besten bei allen Völkern seit Jahrhunderten arbeiten: die Menschheit aus der Gefahr des Alterns und Verrottens, der das classische Altertum nicht hat entgehen können, heraus zu holen zu einem neuen Leben; ja, „es ist der Geist, der sich (neu) den Körper baut.“

Für uns Deutsche aber wurden seit dem Morgen unsers neuen Lebens, der auf den Abend des alten gefolgt ist, die Fragen, wie sie aus dem gründlich rajolten Boden wuchsen, alte und neue, als Kraut oder Unkraut, alle doch von einer umspannt: von der nach Kaiser und Reich. Es war ja auch die alte erste Frage, von allem Anfang her, die Frage nach dem Zaun oder der Mauer, die einen Garten umhegen muß, damit dann in ihnen sicher wachsen und werden könne, was soll oder will, was Menschen Bedarf oder Willkür und was des Himmels Luft und Licht aus dem gegebenen Boden und seinen Keimkräften gewinnen mag.

Solche Namen haben, wie Blumen, einen Duft um sich, weit waltend und allbestimmend und belebend, so lange sie die Träger von Lebensmächten sind; der Duft kann sich aber auch verlieren, wie bei den Blumen, und in sein Gegenteil umschlagen, wenn das Leben davon weicht. So war es mit „Kaiser und Reich“ gegangen. Für das letztere braucht man nur an die Reichstruppen zu denken, um zu wissen, wie übelriechend der alte edle Begriff geworden war. Und ich weiß noch aus meiner Kindheit, wie da „draußen im Reich“ unter den Leuten in Gebrauch war, wohlbemerkt, „draußen,“ von Sachsen, Preußen, Oesterreich aus gesagt, wo man längst mit Genugthuung empfand, daß man nicht mehr „drin“ war. Sang man doch schon im sechzehnten Jahrhundert vom sterbenden Reiche, d. h. die damals gar stolzen Buchdrucker sangen in einem Preisliede ihrer „Gesellschaft“ von sich selbst, um der Sicherheit ihrer Fröhlichkeit kräftigen Ausdruck zu geben, auch wie prophezeiend (Fischarts Gargantua Cap. 8, Uhlands Volkslieder Nr. 265):

Sie hat gar keine Sorgen
Wol umb das Römisch Reich,
Es sterb heut oder morgen,
So gilt es ihnen gleich.

Also schon wie Goethes Studenten in Auerbachs Keller, Frosch:

Das liebe heilige Römische Reich,
Wie hält's nur noch zusammen?

Aber Brander, dem das doch eine peinliche Gedankenreihe erweckt, unterbricht ihn gleich:

Ein garstig Lied! Pfui! ein politisch Lied!
Ein leidig Lied! Dankt Gott mit jedem Morgen,
Daß ihr nicht braucht fürs Römische Reich zu sorgen!
Ich halt es wenigstens für reichlichen Gewinn,
Daß ich nicht Kaiser oder Kanzler bin.

Schon im dreizehnten Jahrhundert, in Zeiten, wo die so nahe dahinter liegende Herrlichkeit zuerst in bedenkliche Zerrüttung geriet, äußerte Freidank (73, 20), wenn auch zugleich die Schwierigkeit des Kaiseramtes überhaupt gemeint ist:

moht ich minen willen hân,
ich woltem keiser 'z rîche lân.

Wie schmähslich aber zuletzt der Kaiserbegriff heruntergekommen war, das hört man am schärfsten aus Kindermunde, wenn z. B. aus Schwaben bei E. Meier, Deutsche Kinderreime und Kinderspiele aus Schwaben, Tübingen 1851, S. 39 in einem Auszählsspruch als Schluß gesagt wurde:

Zipperle pîpperle bump,
Der Kaiser ist e Lump,
Er reitet über Feld
Und bringt e Sack voll Geld;

und noch einmal in einem Spiele S. 136: „Bîrle bîrle bump, der Kaiser ist ein Lump,“ wobei gewiß das bump dem Lump zu Gefallen in den Reim kam, nicht etwa umgekehrt. Es giebt ein ganzes Bild: der Kaiser allein daher reitend mit einem Sack voll Geld in der Hand, wie auf einem Bilderbogen, als „Lump,“ d. h. als ob er sich das Geld eben in einer Reichsstadt geborgt hätte, der Wiß könnte z. B. aus Ulm oder Augsburg stammen, bei den Kindern nur haften geblieben. Erscheint doch der alte Fritz in seinen Geldnöten in Kindermund, freilich nicht als Lump, sondern als Held, in einem Auszählsspruche aus Schierstedt:

Friederich der große Held
Hat Soldaten und kein Geld.

Überhaupt klingt oft genug politische Wahrheit so als klarer scharfer Niederschlag in Volks- und Kindermunde, z. B. das unsindbare Deutschland von ehemals, von dem Goethe oben bei Eckermann spricht, in einem Kinderspruch im Wunderhorn (1845 3, 432), „wenn die Kinder auf der Erde herum rutschen,“ in einer Fassung, wie sie bei Frankfurt von Handwerksburschen gehört worden ist (ihr Wanderleben wie jenes Herumrutschen gedacht):

Such vorne, such hinten,
Such alleweil herum,
Kann Deutschland nicht finden,
Rutsch alleweil drauf rum!

So fangen sogar die Kinder dem alten Deutschland und dem alten Kaiser wie ein Grablied mit Schimpf und Hohn! Man kann aber daran auch wie kaum an etwas anderm den Umschwung ermessen, der sich bei unsern Lebzeiten vollzogen hat, gar mancher von den kleinen Spottfängern wird dann dazu geholfen haben. Gerade in den Knabenseelen wurzelten und hafteten am tiefsten mit wunderbarem Ahnen die ermutigenden Worte, die von Dichtern ausgegeben

wurden. Ich weiß z. B. noch, und gewiß viele, wie Schillers Wort von der „kaiserlosen, der schrecklichen Zeit“ in der Ballade vom Grafen von Habsburg (v. J. 1803), die man ja ganz früh kennen lernt, mir als Knaben wie einen Stoß gab, der eine Lücke im tiefsten Gefühl eröffnete, die Ausfüllung verlangte. Und was Rückerts volksmäßig gehaltenes Lied vom alten Barbarossa, dem Kaiser Friederich im Kyffhäuser (vom Jahre 1814) im stillen Seelengrunde von tausend und abertausend Kindern für Wirkung gethan und vorbereitet hat, das ist nicht zu ermessen: ein romantischer Traum, ja! aber ein prophetischer, einer von denen, die doch dann für die Tagesarbeit auch Kraft und Saft in Sinn und Glieder geben.

Diese Arbeit, die nach den Freiheitskriegen der Nation aufgegeben war, erschien oder war schwerer als je eine, hoffnungslos den widerstrebenden Mächten und Verhältnissen gegenüber. Aber die Kräfte der Nation sammelten sich auch unter dem Druck stetiger und sicherer als je, von allen Seiten auf die eine Wunde Stelle drängend, die schon im dreizehnten Jahrhundert Freidank scharf bezeichnet hatte, um sie zu heilen. Wie die ästhetische Stubenarbeit endlich in Drang nach wirklicher Arbeit ausgelaufen war, am schärfsten ausgesprochen in Hölderlins „wir [Jungen] wollen thun, was die Künstler träumten,“ ebenso ging es nun, noch merkwürdiger, mit der philosophischen Stubenarbeit. Schon in Fichte ballte sich Kants reine Denkwelt wie zu Thatenkraft zusammen, wie es Arnim tröstend geahnt hatte, und das System, in dem der reine Gedanke, die Idee ihren höchsten Flug nahm und im Äther zu verschweben schien, das Hegeltum, schlug doch am Ende auch geradezu in drängende Thatkraft um, die Idee griff nun nach unten und umfaßte die ganzen Nöte der Zeit und des Vaterlandes mit dem in der Höhe gelernten gewaltigen Umspannen, und das Umfassen ging von selbst in ein Erfassen, das Begreifen in ein Eingreifen über. Dazu halfen die Dichter den Philosophen, wie in der großen Zeit des achtzehnten Jahrhunderts, der Zeit der ahnenden Vorarbeit, so nun bei der Arbeit des Zugreifens; das sogenannte junge Deutschland und das junge Hegeltum gingen ans Werk in stillem und offenem Bunde, alles lang und tief geschulte Denken und Empfinden, Träumen und Ahnen ward aus sich selbst heraus zu einem Wollen. Auch die bildende Kunst wie die Geschichtsforschung, nicht anders die junge deutsche Philologie, eigentlich alle Geistesarbeit der dreißiger, vierziger Jahre hatte mehr oder weniger bewußt nur ein Ziel, auf das alle neu erweckten Kräfte in einer Richtung hinstrebten, wie Strahlen nach ihrem einen Ausgangspunkte, während die umgekehrte Richtung in der deutschen Geschichte das Herkömmliche war. Die zerstreut arbeitenden Kräfte wurden damit zu einer unwiderstehlichen Kraft, die in sich ihres Erfolges sicher war. Die Lust war voll von einer deutlich geahnten, heiß ersehnten nötigen großen deutschen That, die wie mit einem großen Ruck alles Verfahrene auf einen neuen festen Fuß und Stand setzen mußte.

Aus dem Kreise der bewußten Arbeiter und Dränger sei nur einer benützt, P. A. Pfizer und sein „Briefwechsel zweier Deutschen,“ Stuttgart und Tübingen, bei Cotta, 1831, während ich daneben gern auch Wienbarg's Ästhetische Feldzüge, Hamburg, 1834, das eigentliche Stiftungsbuch des jungen Deutschlands, zuzöge. Beide Bücher sind rechte Prophetenarbeit. Pfizer, der junge Schwabe, steht in Hegels Welt, die ja, selbst aus schwäbischem Geiste, damals in Berlin die Herrschaft hatte. Man sieht da das wunderbare Gähren der überhohen Ideenwelt, wie sie durch Hegel aufgeregt war, sieht aber auch die Abgründe, die sich darunter aufthaten (wie bei Wienbarg auch) und durch den ätherischen oder auch grauen Nebel hindurch, der doch schon Risse hat, das ganze Elend des Vaterlandes mit einer Schärfe als Schmach vor Europa empfunden, wie kaum je vorher. Aber eben aus der Idee blüht auch kühne Hoffnung und Thatkraft, z. B. in dem Schlußworte eines Briefes von Friederich an Wilhelm (so heißen die beiden briefwechselnden Deutschen), das zugleich an Schillers Gedanken vom Jahre 1800 anknüpft, ohne davon zu wissen (S. 263): „Möge einstweilen immerhin das stolze England alle Meere beherrschen, möge Frankreich die Welt zum zweiten male erobern (!) oder Rußland seine gewaltthätigen Arme noch weiter über Asien und Europa strecken, die wahre Geistesbildung wird ihren Sitz und Mittelpunkt in Deutschland doch behalten und immer fester begründen; ja die Zeit wird kommen, wo die Schutzgöttin der Deutschen, die Philosophie, aufhört, eine bloße Schulmeisterin zu sein, die auf Kathedern thront, die Zeit wird kommen, wo sie handelt und vollbringt, wo sie zur That wird und die Welt beherrscht.“ Was im Hintergrunde von alle dem als bestimmender Punkt in des Philosophen Seele stand, wie bei Tausenden, zeigt ein Gedicht „der künftige Messias“ S. 354, wo er, in romantischer, religiöser Haltung, von einem Klausner dichtet (er bekennt sich zuletzt selbst als ihn), der sich aus dem Volke, „das mit Unwert prahlt und sich der Schande freut,“ in des Waldes Einsamkeit geflüchtet hat, aber als Prediger in der Wüste „von dem Reiche, das kommen soll,“ redet,

Von des Heilands Feuertaufe, vom Erlöser, der erscheint,
Wenn der Stern aus Morgen wieder blinkt, das irre Volk vereint u. s. w.

Woher aber der Messias kommen sollte? Die Antwort war schon seit dem siebzehnten Jahrhundert gleichsam herangewachsen. Wie Lohenstein seinen Arminius in dem Berlin des großen Kurfürsten dauernd ansiedeln wollte, wie im achtzehnten Jahrhundert der große Friedrich die alten deutschen Messiashoffnungen wach rief, so war durch die mit stillem und hellem Lichte leuchtenden Thaten der Befreiungskriege der preußische Staat die Stelle der Hoffnungsstrahlen im düstern Gewölk für den, der über das wirre Durcheinander der Verhältnisse, Strebungen und Meinungen hinausblickte in die Höhe der gegebenen Thatfachen und Kräfte. Was freilich nun für uns und das ganze

Erdenrund weltgeschichtliche Thatsache ist, dazu gehörte damals noch ein großer kühner Glaube, ein rechter Prophetenmut, denn die Schwierigkeiten waren von innen und außen unendlich viel größer, als unser jüngeres Geschlecht weiß und ahnt. Aber Pfizer, der Schwabe, sprach es im Jahre 1831 aus, so gewagt es war gerade in Württemberg (vgl. ihn selber in Fr. Berthes Leben 3, 367); sein Wilhelm schreibt z. B.: „Wenn nicht alle Zeichen trügen, so ist Preußen auf das Protectorat über Deutschland durch dasselbe Verhängnis angewiesen, das ihm einen Friedrich den Großen gab“ u. s. w. (S. 201); „wenn Preußen seinen ehrenden Beruf in großartigem Sinne würdig auffaßt und die beschränkte preußische Nationaleitelkeit zu einem deutschen Nationalgefühl erweitert, wenn es bedenkt, daß sein Übergewicht an materiellen Kräften weniger sein Verdienst, als eine Günst des Himmels, ein Fingerzeig für seine künftige Bestimmung ist“ u. s. w. (S. 227), es ist „der gottgegebene Retter in der Not“ (S. 239), während Friederich, der andre Briefsteller (es ist im Grunde Friedrich Notter, ein Freund Pfizers, der erst im Jahre 1884 starb) scharf Widerpart hält, Preußens damalige Mängel oft beißend hervorhebt und das ganze politisch vorausgeschrittene Selbstgefühl des Südwestdeutschen ausspricht: man wittert da die Gefahr einer Dreiteilung, die bis 1866 uns ängstigte, und die der Mainlinie, die auch nach 1866 uns noch ohne Not geängstigt hat. Pfizers eigenste Gedanken läßt wieder ein Gedicht sehen, „Einst und Jetzt“ S. 301; da schweift der Geistesblick vom heimischen Hohenstaufen hin zu Kaiser Rothbart, der nur schlummert, rückwärts zu Kaiser Karl dem Großen, bis zum „heiligsten der Schatten, Hermann, der als Opfer fiel,“ aber auch vorwärts zu den Zollern, die ja auch einst von Schwaben aus ihre deutsche Bahn antraten:

Gleich dem Nar, der einst entflohen
 Staufens Nachbar und im Flug
 Zollerns Ruhm bis an die Wogen
 Des entlegnen Ostmeers trug.

So ist für das vaterländische Gefühl des Schwaben die Einheit des innersten Lebensfadens gewonnen zwischen alter und neuer Zeit, aber wir Andern freuen uns ja auch an dieser Einheit, an der alten Nachbarschaft des Hohenstaufen und Hohenzollern. Schade, daß auch Pfizer für den Schluß seiner Vision von dem Friedrich in Sibyllen Weissagung und Kaiser Sigismunds Ausdeutung auf den Brandenburger Friedrich nichts wußte:

Adler Friederichs des Großen!
 Gleich der Sonne decke du
 Die Verlassnen, Heimatlosen
 Mit der goldnen Schwinge zu u. s. w.

Was da die Stimme aus dem freien Süden hochherzig selbstentfagend nach dem Berlin von 1831 hinauf rief, das bei allem Hegeltum politisch im Garne Rußlands zappelte, das war eigentlich: wenn du nicht willst, du

mußt, denn es ist der deutschen Geschichte, des deutschen Gottes Wille. In der Volksseele, wie sie von den Besten dargestellt wird, war der Wille da, zu einer einheitlichen Spannkraft gesammelt, wie nur je in den größten Zeiten rückwärts. Aber der Wille brauchte eine Hand, einen Arm, einen Kopf, daß die alte Gedankenthat des Träumens, Ahnens und Wollens endlich zur wirklichen That würde, der ja unendliche Schwierigkeiten entgegenstanden. Und der Kopf, die Hand fanden sich, im Dienste des deutschesten Herzens, eben in und mit einem rechten Preußengeiste. „Volkswille, Gotteswille,“ so saßt Franz Cramer in einem Schriftchen über Goethes Epimenides (Despotismus und Volkskraft, Berlin 1874, S. 23) Goethes Wort dort von des Volkes Stimme als Gottes Stimme, und schließt (S. 26): „Müßig und mutig und frei tragen wir die Stirne, wir kennen ja das Walten des Zeitgeistes seit Jahrtausenden. Die Volkskraft ist groß und — der eiserne Kanzler ist ihr Prophet.“ Damit kann auch ich schließen, nur daß eisern und Prophet unsern Bismarck nicht ganz bezeichnen: er ist uns der rechte Friedrich, der rechte Siegfried, der rechte Arminius geworden und hat auch seinen König und Herrn dazu gemacht, daß in und mit ihm sich die alten Prophezeiungen erfüllten, die ja seit dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts auf Brandenburgs Fürstenhaus wiesen. Die deutsche Geschichte, und nicht die politische nur, mit ihr die deutsche Geschichte überhaupt, beginnt, als finge sie nun erst oder endlich an, aber mit dem LehrgeWINN von langen Jahrhunderten. Man möchte wirklich wieder mit jung sein.

Aber als Nachklang doch noch einige Stimmen von Fremden, auch Prophetenworte. Da muß aber auch die aus der ältesten Zeit mit erwähnt werden, die des Römers Tacitus, der mit seinem bewundernden Berichte von den Thaten des Arminius wie mit seiner Germania für uns ein rechter Prophet geworden ist, ohne es zu wollen; er ahnte ja aber auch das Schicksal, das dem Römerreiche von den Germanen bevorstand. Was das von ihm gezeichnete Bild unsrer Vorfahren, seit es im sechzehnten Jahrhundert bekannt wurde, für die deutschen Geister und ihre schwere vaterländische Arbeit geworden ist mit stärfender, erhebender, reinigender Wirkung, das kann man nicht ermessen, aber ahnen aus dem Gebrauche, den die Chronisten und Geschichtschreiber alsbald davon machten, und jeder von uns hat es noch auf der Schule an sich erfahren. Der große Römer, auf Feindesseite, eröffnet die Reihe unsrer großen Propheten. Am Ende der Reihe aber erklingt am wunderbarsten eine Prophetenstimme über uns aus Frankreich, sollte ich auch sagen auf Feindesseite? nein! zumal sie noch vor 1866 fällt. Victor Hugo, der so gern in Prophetenon fällt, kam in seiner Abhandlung über Shakespeare vom Jahre 1864 auch auf das deutsche Wesen zu sprechen, das vom europäischen verschieden und ihm doch unentbehrlich sei: *La nature allemande, profonde et subtile, distincte de la nature européenne, mais d'accord avec elle, se volatilise et flotte au-dessus des nations. L'esprit allemand est brumeux, lumineux, épars. C'est une*

sorte d'immense âme nuée, avec des étoiles, er findet seinen reinsten und höchsten Ausdruck in der Musik, was nachher geistreich und geistreichelnd weit ausgeführt wird, auch wie mit wohlwollendem Nachfühlen unsrer politischen Unvollkommenheit. Vorher aber noch: Si l'âme allemande avait autant de densité que d'étendue, c'est-à-dire autant de volonté que de faculté, elle pourrait, à un moment donné, soulever et sauver le genre humain: wenn sie eben so viel Dichtigkeit als Ausdehnung hätte, d. h. ebenso viel Willen als Fähigkeit, könnte die deutsche Seele in einem gegebenen Augenblicke das Menschengeschlecht erheben und retten, aus der unendlichen wolfig sternreichen Seele, die in Gasform über den Nationen schwebt, könnte einmal das Heil für die Menschheit kommen, wenn das Gas sich zu Kraft verdichtete! Wunderbar! Was wir dazu sagen sollen? zumal nun nach 1870? Lieber nichts, als daß wir dankend den hohen Sinn des Franzosen anerkennen, der so stolz war auf die Culturehöhe seines Frankreich als Führerin der Menschheit, auf Paris als das Gehirn der Welt. Und doch noch etwas: ist es nicht, nur überschwänglich gefaßt, eigentlich dasselbe, was uns vorhin an dem geschichtlichen Faden der deutschen Entwicklung in die Hand ging? und wiederum dasselbe eigentlich dem Kerne nach, was in den Prophezeiungen des närrischen Jupiter im Simplicissimus, ja in Sibyllen Weissagung aus dem vierzehnten Jahrhundert vom deutschen Helden der Zukunft gesagt ist? Auch noch aus Pfizers Briefwechsel ließe es sich als Grundgedanke nachweisen, daß Victor Hugo damit herzlich hätte einig sein können, wie schon die oben angeführte Stelle andeutet.

Als wir 1870 um unsre endliche Auseinandersetzung und Abrechnung mit Frankreich kämpften, die sie ja selbst begehrt hatten, sah in England drüben ein Mann jubelnd zu, Thomas Carlyle, der alte begeisterte Freund des deutschen Geistes und grenzenlose Bewunderer Friedrichs des Großen, auch eine rechte Prophetennatur; er prophezeite unsern Sieg, damit aber den Übergang der Führung der modernen Entwicklung an Deutschland: *Germany ought to be President of Europe, and will again (wie einmal schon im Mittelalter), it seems, be tried with that office for another five centuries or so (Froude, Th. Carlyle, his life 2, 401);* es sollte im Kampfe mit dem Teufel, wie er das Culturelend nannte, vollenden, was Frankreich in der Zeit seiner Vorherrschaft halb gethan gelassen hätte: *The German race, not the Gaelic, are now to be the protagonist in that immense world-drama (Essays by Th. C. 7, 249).*

Setzt nehmen im Osten die Russen die Rolle des Retters der europäischen Zukunft in Anspruch, wie im vorigen Jahrhundert im Westen die Franzosen thaten. Nun wenn die Rettung nur kommt, thue jeder dazu, was er kann, es ist dabei mehr Schweiß zu holen als Lorbern. Wir aber mußten zunächst uns selber retten, und die Russen sollen das erst noch fertig bringen. Also mutig in die Zukunft hinein, aber mit dem europäischen Gemeinfinn, den Victor Hugos Worte atmen und der auch gut deutsch ist.

Und noch ein französisches Wort aus diesem Jahre. Als Kaiser Friedrich den Thron bestieg, der ja in Wahrheit nur ein Siechenlager sein sollte, erschien in Paris in mehreren Auflagen eine Schrift von Edouard Simon, der auch über Kaiser Wilhelm und Bismarck geschrieben hatte, l'empereur Frédéric. Darin ist auch von Friedrichs Besuch am Hofe Napoleons III. im Jahre 1856 erzählt, dabei eine briefliche Äußerung der Kaiserin Eugenie: „Der Prinz ist ein großer, schöner Mann, fast einen Kopf größer als der Kaiser, schlank, blond, mit strohfarbenem Vollbart, ein Germane, wie Tacitus ihn beschreibt, nicht ohne einen hamletartigen Zug. Sein Begleiter, ein General Moltke oder ein ähnlicher Name, ein Herr, sparsam mit Worten, aber nichts weniger als ein Träumer; immer aufmerksam und fesselnd, überrascht er durch die frappantesten Bemerkungen. Das ist eine imposante Rasse, die Deutschen. Louis sagt, die Rasse der Zukunft. Bah! So weit sind wir noch nicht!“

Friedrich! Als ich zu schreiben anfing, konnte man seiner gesunden Natur noch ein paar Jahre Wirkens zutrauen, wie freute ich mich bei dem Friedrich des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts auf den Schluß mit Friedrich im neunzehnten! Und sein Programm, mit dem er, tief durchdrungen von der hohen Würde seines deutschen Amtes, dieses antrat, bot in lange vorbereitetem Gedankentreife so manches, was wie aus des großen Friedrichs Geiste genommen und im Geiste unsrer Zeit fortgebildet klang. Im Tode wollte man Züge aus der Totenmaske des großen Königs in der seinen finden. Eine Siegfriedsgestalt sprach ihm kürzlich Du Bois-Reymond in der Berliner Akademie zu, ganz treffend. Nun ist er zu seinen Vätern versammelt, zu den andern Friedrichen. Aber der Name Wilhelm ist ja auch schon geweiht durch seinen Vater, er war ja der rechte Friedrich und Siegfried für die Nation geworden, und die Weihe geht auf seinen Enkel über, der auch mit hohem Sinne und festem Willen aus einer ersten Schule an die Leitung der nationalen Geschicke kommt, wie nur je ein junger Fürst. Und ein junger Kaiser für das junge Reich, das ist ja auch so gut. Also mutig und treu weiter mit ihm in das neue deutsche Leben hinein.



Kleinere Mitteilungen.

Parthenagogen. Es wird immer besser. Kaum haben sich die Grenzboten gegen den Ausdruck „höhere Töchterschule“ ausgesprochen, so erscheint ein besonders für Mädchenschulen bestimmtes „Poetisches Schatzkästlein“ von M. Wallefer (Mannheim, Bensheimer), dessen Herausgeber in der Vorrede versichert, er habe sich bei den verschiedensten „Parthenagogen“ Badens, der Pfalz, des Elsaß u. s. w. über die Auswahl der einzelnen Gedichte Rats erholt. Natürlich, „Mädchenschullehrer“